

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 36.

Erster Jahrgang.

5. September 1857.

### Poetisches Tagebuch

von Dr. Johann Nep. Vogl.

O Jugend, du blühender Rosenstrauß,  
O Jugend, Morgenjonnenschein,  
Nur einen Strahl — nur einen Hauch  
Noch sende in mein Herz hinein!

\* \* \*

Nur im Gesichtspunkt liegt allein  
Verächtlichkeit und Glorie,  
Du kannst für mich eine Gottheit sein  
Und auch eine Infusorie.

\* \* \*

Mögt Ihr auch dem Dichter nehmen,  
Was das Glück ihm gab und lieb,  
Ein Asyl müßt Ihr ihm lassen  
In dem Reich der Phantastie.

\* \* \*

O Thor, der du nach eitrem Ruhm nur trachtest  
Und selber dir das heit'ere Sein unnamtest,  
Da du der Qual des Sisyphus nur lebst,  
Der Ruhm wird wie ein Irrelicht von dir weichen,  
Denn er ist einzig dann nur zu erreichen,  
Wenn du ihn nicht zu haschen strebst.

\* \* \*

Greiffst du mich mit Reimen an,  
Mit gegliedert, reinen,  
Werd' ich, als dein Gegenmann,  
Sicherlich erscheinen;

Aber wirßt du, wie ein Wicht,  
Mit dem Koth der Gassen,  
Werde ich mein Lebtag nicht  
Wich mit dir befaßen.

\* \* \*

Boesse ist eine Blume,  
Die erblühen kann zum Ruhme;  
Eins nur mögst du nicht vergessen:  
Daß die Blumen nicht zum Esen.

\* \* \*

Wie man beschlug ein stattlich Ross,  
Das sah ein Frosch im Rohr  
Und streckte gleich, als sein Genosß,  
Ein Bein zum Schmied empor.

\* \* \*

Wer wüßte wohl die Stelle mir zu sagen,  
Die eines Menschen Fuß betrat,  
Auf welcher nicht, sobald er ihre genahet,  
In Erdenweh' ein Herz geschlagen?

\* \* \*

Ich habe Viel gesungen,  
Was mir das Herz durchdrungen,  
Und dennoch ist verklungen;  
Doch haben munt're Jungen  
Auch Manches nachgesungen,  
Das mir das Herz durchdrungen;  
So ward doch was errungen  
Mit dem, was ich gesungen,  
Weil's doch manch Herz durchdrungen.

\* \* \*

Die Glocke tönt mit gleichem Schall  
Wohl immer durch die Luft,  
Nur anders ist ihr Wiederhall,  
Wenn sie zum Scheiden ruft.

\* \* \*

Ein jedes Unglück, dünkt dir selbst,  
Ein halbes Unglück nur zuletzt,  
Wenn du der Menge nur verhüllst,  
Wie tief's im Innern dich verlegt.

\* \* \*

Fordert nicht zu viel vom Leben,  
Duft'ge Rosen, volle Neben  
Seien Guer schönster Lohn,  
Und das Schlimme künft'ger Tage  
Heitern Sinns ein Jeder trage,  
Weil's ertrug Anacreon.

\* \* \*

Der Falter hat zu fliegen,  
Auf Dolden sich zu wiegen;  
Das Bienehen hat zu summen,  
Die Hummel hat zu hummen;  
Das Vöglein hat zu singen  
Und froh sich aufzuschwingen;  
Das Fischlein hat zu schwimmen  
Mit Flossen und mit Kiemen;  
Der Haushahn hat zu krähen,  
Das Lämmchen hat zu pähnen;  
Das Fröschelein hat zu quaken  
In seinen trüben Laken;  
Und ich, ich hab' zu dichten,  
Doch weiß ich selbst mit nichten,  
Welch' Einem von den Achten  
Am ähnlichsten mein Trachten.

## Stein in Krain.

Es ist ein eigenthümlicher Zug im Menschen, daß er Güter, die er wirklich besitzt, nicht zu schätzen weiß und in der Ferne sucht, was ihm die Nähe mühelos bietet. Welch lieblichen Ort Laibach in seinem nahen Stein hat, scheint auch nicht allgemein bekannt zu sein, sonst würden die heißen Sommertage viel mehr der Gäste in dem, von Alpenluft und Alpengewässer kühler gehaltenem Orte sehen, unbeschadet der Anziehungskraft, die das reizende Veldes stets ausüben wird. So aber kann man Wochen lang allda leben, ehe man einen Hauptstädler erblickt; es müßte denn ein passionirter Alpenjäger oder ein sammel-lustiger Naturforscher sein, welche beide von hier aus ihre Spürgänge in die Gebirge unternehmen.

Die Stadt Stein (Kamnek) liegt zwischen dem Sallenberg und der Burg Oberstein an der Feistritz, und könnte an und für sich nicht als Hauptpunkt eines Ausfluges betrachtet werden; denn besonders sehenswürdige Schätze birgt sie nicht in sich, ihr schönster Schmuck ist eben die reizende Umgebung. Schon von dem Felsenhügel in der Stadt, von der sogenannten Kleinveste, genießt man einen herrlichen Anblick der gegen Norden im Grintouz bis zur Höhe von 8086 Fuß übereinandergethürmten Gebirgsmassen, und wendet man das Auge nach Süden, so gewahrt man eine weite lachende Ebene voll freundlicher Dörfer, weißer blinkender Kirchen und Thürme, die in der Ferne durch den Golovz, den Laibacher Schloßberg und den darüber hervorragenden Krimm geschlossen wird. Auf der Kleinveste befindet sich auch die einzige Merkwürdigkeit Stein's, die dreifache Kapelle, welche augenscheinlich früher ein Theil des Schlosses war. Ob hier jemals ein heidnischer Gottesdienst stattgefunden, wie die Sage berichtet, dürfte schwerlich als gewiß angenommen werden können, wenn auch ein genialer Maler die Wände der einen Kapelle mit jonischen Säulen bemalt hat, um dadurch vielleicht der Sage den „Anstrich“ größerer Wahrscheinlichkeit zu geben. Ebenso steht es Jedem frei, was er von der andern Sage halten will, die Valvasor erzählt und nach welcher an der Stelle, wo jetzt Stein liegt, ein See gewesen sein soll, der aber in Folge eines Wolkenbruches den, die Kleinveste mit Oberstein verbindenden natürlichen Damm zerrissen und die Mannsburger Ebene mit Geröll überschüttet habe. Es soll hier die Aufgabe nicht sein, Geschichtliches aufzustellen, es sei dessen nur nebenbei erwähnt. Wir wollen uns mehr mit der Umgebung befassen und wandern deshalb über die hölzerne Brücke am Fuße Oberstein's, um letztern Berg, der, weil er sehr dicht mit Gebüsch bewachsen ist, gewöhnlich nur der grüne Berg genannt wird, zu besteigen. Der nicht eben sehr beschwerliche Weg führt auf der südwestlichen Seite in einem Bogen zu einem Einschnitt, an dem ein Bauer ein Gehöfte gebaut hat und einige Felder bewirthschaftet. Von da gelangt man bald in die Ruinen des von dem Grafen v. Ortenburg erbauten Schlosses Oberstein. Der Eintritt in die Reste alter Größe und Macht, nun in Staub und Trümmer zerfallen, macht stets einen ernsten, fast wehmüthigen Eindruck. Diese alten Burgen sind Marksteine der

Geschichte jener starken Geschlechter, die wegen ihrer physischen Kraft immer von uns bewundert werden müssen, und wenn sie auch im Ganzen nicht verfehlen, uns als roh und ungeschlacht zu erscheinen, so müssen wir ihnen doch zugestehen, in der Wahl der Plätze, wo sie ihre Zwingburgen aufführten, befundeten sie Sinn für die schöne, freie Natur; denn selten findet man eine Ruine, die wegen ihrer schönen Lage nicht Besucher anlockte. Diese eisernen Männer liebten sicher, den Blick weit hinaus zu senden, und es war ihnen gewiß behaglich in den Gemächern, die der Sturmwind schüttelte und umsauste. Jetzt haufen Lazerten und Molche darin, in der Mauer des Thurmes nisten die Golen, die stillschaffende Natur hat die alten Ruinen mit grünem Moos und Epheu verhüllt, läßt Gras und Gebüsch aus den Spalten sprießen und Bäume ihre Kronen darüber neigen. Nur die See Romantik kann die Residenz ihrer Herrlichkeit nicht verlassen, sie sitzt auf dem verwitterten Gesteine und erzählt begünstigten Menschenkindern alte wunderbare Sagen. —

Die Aussicht von der Ruine ist nur nach Süden offen, gegen die Alpen zu ist sie von dichten Baumwipfeln benommen. Desto reizender ist der Blick auf die Mannsburger Ebene und nach Laibach, zumal in der Morgenbeleuchtung, wenn ein leichter Nebelflor das Gefilde deckt und die rothen Strahlen der Sonne darüber hin gleiten, wodurch die Perspective ausgedehnter wird. Der Golovz mit seinen röthlichen Steinrutschen, der Schloßberg mit seiner Mauerkrone, dem Kastell, und Laibach mit seinen Thürmen, das durch die Entfernung den Aufschein ungeheurer Größe gewinnt — alles das sieht man in dem Morgen-sonnenlichte wie ein fernes Märchen liegen. Oft habe ich da oben gesessen, habe den Anblick genossen und mich Träumereien hingegeben, die wohl durch die Macht der Romantik hervorgerufen wurden; denn ich sah die schöne See, wie sie als liebliches Mädchen leichtfüßig an mir vorüberschritt und mir freundlich zulächelte — mir war eben — als hätt' ich sie schon ein Mal in der Stadt gesehen, die ferne im Morgenlichte lag.

Und durch meine Seele klang ein Lied:

Es wollen die Liebesgebanten  
Nicht von dir lassen, mein Kind,  
Ich träume von seligen Stunden,  
Die längst vorüber sind.

Ich kann dich nimmer vergessen,  
Und hätt' ich den Willen dazu —  
Du hast mit den rothen Küßen  
Geraubt mir Frieden und Ruh.

Da sieht man, was Einem für sonderbare Gedanken überkommen, wenn man unter dem Einflusse der Romantik steht.

Aber weiter! Wir verlassen die Ruine, um auf der nördlichen Seite des Berges in das Tucheinerthal hinabzusteigen. Ein schöner Wald nimmt uns auf. An den schlanken Schaften der Buchen und Riesentannen empor klimmt der Epheu bis zu den Spigen, und oben zwitschern die Vögel so lustig und frei, daß es den Wiederhall im Herzen weckt und man sich mit hin- auf schwingen möchte in die grünen, lustigen Räume. So

wandelt man durch die schattigen Hallen hinab in das Thal, das dagegen wieder hell im Sonnenscheine liegt.

Wir passiren nun das Dorf Neul an der Neul, die sich bei Stein mit der Feistritz vereinigt, und gelangen nach Müntendorf. Dieß alte Clarisinnenkloster ist ein weitläufiges, schönes Gebäude, das auch Valvasor das schönste Kloster Krain's nennt. In dem ersten Jahre des 14. Jahrhunderts soll es durch die Herren v. Gallenberg, die sich auch wohl Herren v. Müntendorf nannten, gestiftet worden sein. Nach seiner Aufhebung dienten die Räume zur Beherbergung des gutsherrlichen Amtes, der Kanzlei und der dazu gehörigen Beamten. Gegenwärtig ist es nur von einigen Leuten bewohnt, denen das Glöckner- und Schließergeschäft obliegt.

Wir treten ein in das Gebäude, blicken in einige verlassene Zellen, wandeln über die öden Gänge und treten auch in die heiligen Räume der schönen Kirche, besehen das daselbst aufgehängte Wappen des Stifters nebst einigen andern, und lesen einige Grabchriften — aber draußen ist es noch schöner, zumal in dem schönen grünen Haine, der gleich hinter der Klostermauer beginnt, und den zu durchwandern man nicht müde werden kann. Hier weht Einem echter Waldeszauber an, und so oft ich die grüne Einsamkeit betrat, fielen mir Eichendorff's, dieses liebenswürdigsten Dichters der romantischen Schule, herrliche Lieder ein:

Schweigt des Menschen laute Lust:  
Rauscht die Erde wie in Träumen  
Wunderbar mit allen Bäumen,  
Was dem Herzen kaum bewußt;  
Alte Zeiten, alte Trauer  
Und es schweifen leise Schauer  
Wetterleuchtend durch die Brust.

Aber man muß ihn kennen, den Wald, nicht aus „Putzliß“ albernem Buch, sondern durch fleißiges Besuchen, wenn er uns wirklich entzücken soll. Sagt doch auch Lenau:

Willst du im Walde weilen,  
Um deine Brust zu heilen,  
So muß dein Herz verstehen  
Die Stimmen, die dort wehen.

So statten wir ihm denn einen Besuch ab, grüßen die stattlichen Fichten und Eichen, ruhen auch in seinen Moospolstern, die er uns freundlichst bietet, ein wenig aus, um dann unsere Wanderung um so frischer fortsetzen zu können.

Doch halt! In dem naheliegenden Gutsgebäude, von dessen Fenstern man eine recht hübsche Aussicht auf Stein's nächste Umgebung genießt, gibt es einen Trunk kühlen, guten Weines, den dürfen wir nicht verschmähen, und nachdem wir auch noch diese Stärkung genossen, wenden wir uns in der Richtung nach Stein zu und überschreiten auf einem schmalen schwanken Steg die Feistritz. Dieß klare, lustige Flüsschen darf nicht vergessen werden, wenn man der Vorzüge Stein's gedenkt. In vielen Armen hüpfst es gleichsam dahin, wo die Menschen seiner bedürfen, dreht die Schaufelräder der Mahl- und Pohnmühlen und setzt die Blasbälge der Nagelschmieden in Bewegung:

Es dreht das Rad sich Tag für Tag;  
Es klippt und klappert der Hammer Schlag;  
Das klare Bächlein rauscht vorbei,  
Als ob das seine Freude sei.

Und drinnen steht der ruß'ge Schmied  
Und singet laut ein lustig Lied.  
Er schwingt den Hammer hoch dabei,  
Als ob das seine Freude sei.

Doch vorüber! Ein großes Gebäude, dessen rothes Ziegeldach uns schon von Ferne aufmerksam gemacht hat, und vor welchem wir einige Soldaten Wacht halten sehen, erregt unsere Neugier. Es ist dieß ein großartiges Etablissement: die k. k. Salpeteraffinerie und Pulverfabrik. Das ganze Unternehmen ist erst im Entstehen. Die Salpeteraffinerie ist bereits fertig und in Thätigkeit; von der Pulverfabrik ist das große Magazin der Vollendung nahe; sechs bis acht Mühlenwerke werden noch gebaut, das Gutsgebäude „Kazenberg“ niedrigerissen und zu Wohnungen für das Verwaltungs-Personal neu aufgebaut u. s. w., so daß das Ganze in seiner Vollendung den Eindruck des Großartigen zu machen nicht verfehlen wird. Bemerkenswerth ist, wie mir kürzlich berichtet wurde, daß man hier beim Graben auf eine dicke Schicht feinsten Sandes gestoßen ist, der schwerlich von der Feistritz angeschwemmt sein kann, und scheint dieß für die Annahme zu sprechen, daß hier ein See gewesen sei. Wir halten uns indeß jetzt nicht lange bei der Besichtigung der Bauten auf, sondern wandeln langsam zwischen dem Gebüsch am rechten Ufer der Feistritz fort zum „Brünnl“, einer kleinen Quelle, von Baumzweigen überschattet, wo einige Bänke uns zur Ruhe laden. Die schattige Kühle des Ortes, das Plätschern des Wassers, die stille Abgeschlossenheit machen das „Brünnl“ zu einem höchst angenehmen Plätzchen. Trogdem müssen wir es verlassen, denn wir haben noch dem Dorfe Feinitz einen Besuch abzustatten.

Der Weg nach Feinitz führt immer zwischen dicht zusammengedrängten, theils bewachsenen, theils kahlen Hügeln hin, welche der Landschaft hier ein ganz eigenthümliches Gepräge geben. Man passirt das Dorf und gewinnt auf dem Hügel, wo die Kirche steht, einen Punkt, von wo aus man das ganze Gelände überblicken kann. Das tiefe, gefättigte Grün, dem das Auge überall begegnet, die sanftgeschwungenen Linien der Hügel, welche als imposanten Hintergrund die scharfgeschnittenen Alpen haben; die zwischen den Hügeln und dem Gebüsch hervorblickenden, zerstreut liegenden Häuser, welche das Dorf Feinitz bilden, alles das vereinigt sich, um der ganzen Landschaft etwas Mildes, Befriedigendes zu geben. Während die Alpen den Eindruck des Kühnauftretenden, Himmeltragenden machen, so gibt die Gegend nahe um Feinitz das Bild des in sich zufriedenen Kleinlebens, und bietet so den Genuß der Abwechslung. Feinitz ist berühmt durch seinen Obstabau. Indes scheint mir, als ob es für seinen Ruf nicht genug thäte; denn die vielen Hügel — meist der tertiären Sandstein-Formation angehörend — könnten ein gut Theil Bäume mehr tragen, und daß man neue Anpflanzungen macht, konnte ich wirklich nicht gewahren.

## Erwerbungsweige des weiblichen Geschlechts.

Man wird kaum in Abrede stellen, daß der einzige Weg zum Wohlstande einer Nation — in Fleiß, Geschicklichkeit und Arbeit zu finden sei. Man thut in manchen Staaten viel, um Arbeit zu schaffen; man ordnet große Bauten an u. dgl. Dennoch zeigt es sich, daß jene Arbeit die Fruchtbarste ist, die Jeder freithätig sich selbst suchte und fand, wenn er damit dem Bedürfnisse eines Andern entgegen kam. Sonderbarerweise verurtheilen aber so manche Gesetzgebungen die Eine Hälfte der Nation — das weibliche Geschlecht dazu, daß sie kein eigentliches Gewerbe antreten sollen. Nur bei Witwen wird eine Ausnahme gemacht, indem ihnen unter manchen Bedingungen die Fortsetzung des Gewerbes des verstorbenen Gatten gewährt ist. Höchstens will man diesem Geschlechte erlauben, zu stricken, zu nähen, zu sticken, Damenkleider und Puffsachen zu verfertigen. Man weiß, daß es unmöglich ist, bei größter Anstrengung mit Stricken, Nähen oder Sticken ein anständiges Auskommen zu finden. Man weiß, daß der Fortschritt der Zeit der Handarbeit so viele Beschäftigung abnahm, weil nun die Maschinenarbeit so Vieles leistet, die Maschine klöpelt, näht, spinnt und webt nun. Alles das war und ist noch der Frauen Haupterwerb; allein die Maschine verdrängt die Handarbeit. Nicht jeder Frauensperson, sondern nur wenigen ist es gegönnt — Hausfrauen zu werden und so, in der Wirkthchaft helfend, ordnend und sparend, dem Manne zur Seite zu stehen. Unmöglich können alle andern — in Diensten unterkommen. Dennoch aber soll diese Hälfte der Nation durchweg ihr Auskommen auch ehrlich finden.

Man ist so reich an moralischen Grundsätzen, man sieht mit Entrüstung auf jene weiblichen Wesen hin, welche da zum Fall kommen; man ermahnt sie so nachdrücklich zum Fleiße und zur Sittsamkeit, aber — man verweigert ihnen das einzige Mittel, welches zum Fleiße, zur Ordnung, zur Sittlichkeit führt — die Freiheit, ja die Möglichkeit, sich durch eine selbstgewählte Thätigkeit jeder für sie passenden gewerblichen Sphäre — das Brot zu verdienen. Während die Erfahrung zeigt, wie sehr die Gattinnen so vieler Handwerker wahrhaft mitarbeiten und verdienen helfen, erklärt man das weibliche Geschlecht für unfähig, Personalgewerbe gewisser Gattungen zu erlangen.

Einige Beispiele mögen den Sachverhalt beleuchten. Fast alle Handschuhmacher lassen ihre Handschuhe von Näherinnen außer dem Hause verfertigen, aber — keine solche Näherin ist fähig, ein Handschuhmachergewerbe zu erlangen. Ebenso wenig könnte eine Frauensperson eine Damenschuhmacherin oder eine Strumpfwirlerin werden. Nur ein Mann kann eine Damenfriseur-Gerechtfame erlangen. Nur ein Mann kann Zuckerbäcker, Koch, Bäcker, Weißwarenhändler, Ländler, Schnürmacher u. werden, der Frauensperson ist solch ein Gewerbe unzugänglich. Das Ausschließen von den Gewerbezweigen, wozu Frauenspersonen ebenso tauglich sind als Männer, hat eine Tragweite, deren Umfang erschreckend ist und noch wenig bemessen worden sein mag.

So viel ist gewiß, daß das Hindern redlichen Erwerbes offenbar Schuld an allen jenen schauerhaften Erscheinungen trägt, welche heut zu Tage als Folgen der Erwerblosigkeit so vieler Frauenspersonen sich aufdringen. Der Entwurf zum Gewerbgesetze hat die ruhmvolle und praktische Tendenz, den Frauenspersonen alle Wege redlichen Erwerbes zu öffnen; — noch heute sind aber diese Wege verschlossen.

## Verschiedenes.

**Verteidigungskirchen.** In dem Siebenbürger Sachsenlande findet sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl alterthümlicher Kirchen vor, deren Bauart darauf hinweist, daß man zur Zeit ihrer Entstehung nicht allein den religiösen Zweck im Auge hatte, sondern auch nebst der Kirche zugleich ein Verteidigungswerk haben wollte. Nicht minder interessant, als diese Kirchenburgen, auf welche seit Miles und Timon alle siebenbürgischen Geographen, Chronisten und Geschichtsschreiber vielfach hinzuweisen Veranlassung genommen haben, erscheint eine Gruppe von Kirchen, auf deren Eigenthümlichkeit bis jetzt noch Niemand die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hat. Innerhalb jener Kirchenburgen erheben sich nämlich in nicht geringer Anzahl Kirchen, deren erster Anblick zuweilen ungewiß läßt, ob man wirklich ein Gotteshaus oder nur ein ungewöhnlich geformtes Verteidigungswerk vor sich habe, Kirchen, bei denen die in Kolonien nicht seltene und erklärliche Vernachlässigung des Neufers mitunter bis zum vollständigen Aufgeben des spezifisch-kirchlichen Charakters getrieben ist, in die man hineintreten muß, um von der religiösen Bestimmung des Gebäudes überzeugt zu werden. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der kirchlichen Baukunst in Siebenbürgen wird indessen genügen, um zu beweisen, daß auch diese scheinbar durchaus abnormen Bildungen organisch aus den eigenthümlichen Verhältnissen und Schicksalen des Landes und seiner Bewohner hervorgegangen sind; Verhältnisse und Schicksale, auf welche man Nehemia's Worte über den Wiederaufbau des Tempels beziehen kann: „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen.“

**Die hungrige Maske.** Als der Vater Ludwig's XVI., Ludwig's XVIII. und Karl's X. von Frankreich im J. 1747 mit der sächsischen Prinzessin Maria Josefa, Tochter Friedrich August III., Königs von Polen, zum zweiten Male vermählt wurde, fand nebst vielen andern Festlichkeiten auch ein Maskenball bei Hofe statt, auf dem sich ein Vorfall ereignete, der den ganzen Hof sehr belustigte. Zu dieser Maskerade ward man ohne Unterschied des Ranges zugelassen: man durfte nur eine Eintrittskarte vorweisen, die man ohne Schwierigkeit erhielt.

In einem benachbarten Saale standen die Kredenzen, welche reichlich mit Speisen und Erfrischungen besetzt waren, und die, wie das bei ähnlichen Festen, an denen gemischtes Publikum Theil nimmt, gewöhnlich der Fall ist, sehr häufig besucht wurden. Unter Jenen aber, die recht oft zusprachen, fiel bald eine große Maske mit einem gelben Domino auf, die alle Augenblicke kam und unter den Speisevorräthen eine wahre Verheerung anrichtete. Pasteten, Konfekte, Zuckergebäckenes, ausgesuchte Weine, köstliche Liqueure verschwanden, sobald die Riesenmaske sich nur sehen ließ und die Hofbedienten konnten, endlich mit Schiefen und verdrießlichen Gesichtern, nicht genug herbeischaffen, um den Schaden wieder gut zu machen. Man konnte nicht begreifen, wie eine einzige Person nach einer kurzen Abwesenheit allemal, wie es schien, noch hungriger und durstiger zurückkehrte und neuerdings mit so großer Gierde der Tafel zuweilen mochte. Ludwig XV. ward selbst auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam. Er belustigte sich lange an dem immer erneuerten Appetite der großen Maske und gab endlich Befehl, ihr beim Abgehen zu folgen, um seinen gefräßigen Gast kennen zu lernen. Da fand es sich denn zur großen Ergözung des Königs, daß die große Maske aus der ganzen Kompagnie der 100 Schweizer bestand, welchen die Bewachung des Palastes anvertraut war. Sie hatten eine Eintrittskarte erhalten und benützten den gelben Domino dazu, mit dem erhaltenen Rückkehrbilletto Einer nach dem Andern die Freuden der Tafel gemächlich zu genießen.